Sabine Hark &
Paula-Irene Villa

UNTERSCHEIDEN UND HERRSCHEN

Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart

[transcript] XTEXTE

Aus:

Sabine Hark, Paula-Irene Villa

Unterscheiden und herrschen

Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen
von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart

Juli 2017, 176 Seiten, kart., 19,99 €, ISBN 978-3-8376-3653-6

Mit der Kölner »Nacht, die alles veränderte« ist einiges in Bewegung geraten. Vielleicht sind Bewegungen auch nur sichtbarer geworden. Feministische Anliegen finden zwar verstärkt Gehör, doch dies ist eng verwoben mit neuen Rassismen und der Kulturalisierung sozialer Ungleichheiten. Eine der hier auffälligsten Paradoxien ist die Mobilisierung von Gender, Sexualität und einer Vorstellung von Frauenemanzipation durch nationalistische und fremdenfeindliche Parteien sowie durch konservative Regierungen zur Rechtfertigung rassistischer bzw. islamfeindlicher Ausgrenzungspolitiken.
Wollen wir dagegen verstehen, wie unsere gesamte Lebensweise in Kategorien der Über- und Unterordnung gefasst ist und wie diese feinen Unterschiede Handeln, Einstellungen und Gefühle aller bestimmen, dann gilt es, Sexismus, Rassismus und Heteronormativität nicht als voneinander unabhängige soziale Teilungsverhältnisse zu untersuchen. Die Analyse komplexer Wirklichkeiten erfordert ein Nachdenken, das die wechselseitige Bedingtheit verschiedener Differenzen in den Blick nimmt.

Sabine Hark (Dr. phil.), Soziolog*in, ist Professor*in für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin. Sie gilt als Mitbegründer*in der Queer Theory. Die Mitherausgeberin der Zeitschrift »Feministische Studien« publiziert u.a. in Zeit Online, Der Tagesspiegel und der taz.
Paula-Irene Villa (Prof. Dr.) lehrt Soziologie und Gender Studies an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ihre inhaltlichen Schwerpunkte sind Geschlechterforschung, soziologische Theorien, Körper- und Kultursoziologie, Elternschaft und Biopolitik.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3653-6

© 2017 transcript Verlag, Bielefeld

Inhalt

Geleitworte | 7

Vorwort ***Unterscheiden und herrschen***
Ein Essay | 9

Kapitel 1 ***Diese ganze verrottete Gegenwart***
Plädoyer für die Freundschaft zur Welt | 17
Sehen, was vor uns ist | Ereignis »Köln« | Ambivalente Verflechtungen: Rassismus, Sexismus, Feminismus | Ein »Ding von Belang« | Differenzen befragen | Positionierung, Verantwortung und die Freundschaft zur Welt | Im Zweifel für den Zweifel | Moralische Sozialwissenschaft | Dominanzkultur | Keine Blaupausen

Kapitel 2 ***Die »Nacht, die alles verändert«***
Unterscheiden und herrschen | 35
Die »Wahrheit zumuten« | Der Ton der Veranderung | Manichäische Konstruktionen | Regierung der Differenz | Das ambivalente Comeback von Sexismus | Eine neue Familienaufstellung | Eine feministische Nation? | Sexualpolitik als Apparat rassistischer Wahrheitsproduktion | Imperiales Gefühlsreservoir | Wider die »Versämtlichung« | Moralischer Knotenpunkt »Köln« | Wie wir tun

Kapitel 3 ***Im Namen der Freiheit. Zieh Dich aus!***
Veranderung als Körperpolitik | 57
Sich ein Bild machen | Bilder kritisieren | Cover Girls: »Schwarzer Mann betatscht weiße Frau« | Dämonisierungsnarrative und hegemoniale Doppel-Deutungen | Evidenz und Kritik | Der Körper der Anderen: Mehr Sexualität denn Mensch | Body Politics um das Kopftuch | Körper – Kulturalisierung | Am Strand: Die Nacktheit der Frau als

Maßstab der Freiheit | Phallische Frauen und ambivalentes Empowerment | Kritische Reflexivität im Bilde

Kapitel 4 ***Sind Alice Schwarzer und Birgit Kelle sich einig?***
Feminismus im Strudel von Kulturessentialismus und Rassismus | 77
Toxischer Feminismus | Politics of Location | Eine »Art Terrorismus« | Islamophobe Paranoia | Femonationalismus | »Das wird man ja wohl noch sagen dürfen«: Allianzen im Geiste | Feminismus entgiften | Von Frauenrechten schweigen? | Feminismus neu be_denken | Raus aus den Startblöcken

Kapitel 5 ***Outsiders Within?***
Differenzen im Dialog | 103
Sagbarkeiten befragen | Über Differenzen sprechen | Wie über sexuelle Gewalt sprechen? | Transnationale sexualpolitische Dynamiken | Outsider Within? | Wen hören?

Epilog ***differences inside me lie down together***
In Differenz denken | 121

Anmerkungen | 127

Literatur | 157

Geleitworte

This work is a timely and thoughtful effort to take stock of a new constellation of power that brings feminist analysis together with anti racist politics and the critique of nationalism. In the wake of the notorious New Year's Eve in Cologne 2015 (»Kölner Silvesternacht«), feminist theorists have been confronted with the ways in which feminism was quickly appropriated in the service of racism, at which point it was no longer possible to advance a feminist critique of sexual violence without a critique of xenophobia. This text takes up the theoretical and political challenge of that evening in Cologne, but also shows how »Köln« stands for a constellation of power that demands new forms of critical vigilance and ethical engagement. Although the admirable and urgent task of this volume is to demonstrate how to think and judge in the midst of forms of violence both overt and covert, it also opens the path toward building a society in which the open engagement with difference is the hope for the future. Against those who would pit a feminism for white women against migrant communities and a multi-racial feminism, this brave and brilliant work of critical feminism refuses to be divided from its allies, conquered by those who would appropriate and defame feminism itself. This work is not only a model for socially engaged critique for our times, but thought set into action, mobilizing for the future of difference.

Judith Butler

Ein hochaktueller und überfälliger Text zur rechten Zeit. Er wendet sich gegen jede totalisierende Rhetorik und jeden Differenz-Fundamentalismus, der ein »Wir« – der Westen – und ein »Sie« – der nicht-westliche Rest – neu konstruiert und stabilisiert. Die Autorinnen argumentieren mit sorgfältigen und insistierenden Übungen im kritischen Denken gegen einen eindimensionalen Geschlechter-Universalismus, der die Welt durch eine herrschaftsblinde Brille sieht und Unterschiede zu gegebenen Wesensmerkmalen ontologisiert. Sie fordern auf zu Neuorientierungen feministischer Theorie und Praxis, indem sie die Geschlechterfrage in einen umfassenden Kontext politischen Denkens stellen und versuchen, simplifizierende Entweder-Oder-Diskurse mit ihren ge-

waltträchtigen Abstraktionen und hegemonialen Vorannahmen zu entgiften. Dieser Essay schafft notwendige Klärungen, ohne einfache Auflösungen zu bieten, ohne Kontroversen zu scheuen und ohne in besserwisserische Gesten zu verfallen. Und er führt die heute wieder auftauchende Meinung ad absurdum, Feminismus müsse nicht studiert werden.

Christina Thürmer-Rohr

Vorwort *Unterscheiden und herrschen* Ein Essay

Wenn die Zeit stillsteht, kann Wahrheit verkündet werden.
Joan Wallach Scott[1]

Die Kölner Silvesternacht 2015 steht in der Öffentlichkeit für sich. »Köln« ist zur Signatur geworden. Ein Ereignis, von dem alle zu wissen meinen, was dort passiert ist. Wer auf »Köln« zu sprechen kommt, ruft ein mutmaßlich präzises, klar umrissenes Geschehen auf: massive sexualisierte Belästigung von Frauen in der Öffentlichkeit einer deutschen Großstadt. Ausgeübt von nichtdeutschen Männern, von Migranten oder Ausländern. Manche würden sagen: von »Nafris«, eine interne Bezeichnung der Polizei in Nordrhein-Westfalen für »Nordafrikanische Intensivtäter«, verwendet vor allem im internen polizeilichen Funkverkehr.[2]

Zugleich ist »Köln« aber auch der Name eines notorisch unklaren Ereignisses, eine durch Zeit und Raum zirkulierende Chiffre, die eine Vielzahl von Bedeutungsspuren umfasst und beständig Bedeutungsresonanzen erzeugt. Eine Chiffre, in der die konkreten Geschehnisse mit der Rede über diese Ereignisse zu einem Diskurs, einem aus sprachlichen und nicht-sprachlichen Elementen bestehenden, »differentiellen System von Positionen« verschmelzen, um eine Formulierung von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe zu verwenden.[3] Letztlich ist ungewiss, was in dieser Nacht genau geschah. Umso mehr eignet sich »Köln« als Projektionsfläche, wie die Redakteur*innen des Zeit-Magazins feststellten, die im Juni 2016 genau dieser Frage nachgingen: »Was geschah wirklich?«[4]

Die Chiffre »Köln« ist also leer und aufgeladen zugleich und eignet sich deshalb gerade als ordnende Kraft, die in der Lage ist, Diskurse auch rückwirkend zu verändern.[5] Jetzt konnte das notwendige Ende einer – angeblich völlig naiven und verfehlten – »Willkommenskultur« gefordert werden. Habe sich doch mit »Köln« gezeigt, dass diejenigen, die wir willkommen hießen, ›unsere‹ Werte nicht achten wollen oder können. Werte, die die Gleichstellung von Frauen und Männern betreffen. In jedem Fall habe »Köln« deutlich

gemacht, dass die allzu freizügige Toleranz gegenüber Männern aus dem arabischen Kulturkreis – was und wo auch immer das sein mag – irgendwie ›unseren‹ liberalen, egalitären, westlichen Konsens gefährde. Und irgendwie auch ›unsere‹ Frauen.

»Köln« steht also auch für die Behauptung, dass bestimmte Migranten nicht integrierbar sind, sich nicht integrieren wollen und dass es ›irgendwie‹ doch fundamental unüberwindliche Differenzen zwischen Kulturen gibt. »Köln« scheint zudem die Notwendigkeit flächendeckender Videoüberwachung zu belegen. Auch das Erstarken populistischer Parteien und die Erosion der Zivilgesellschaft wird »Köln« zu Last gelegt. Und schließlich bewirkt »Köln«, dass feministische Anliegen seitdem verstärkt Gehör finden. Allerdings ist diese Aufmerksamkeit eng mit neuen Rassismen und der Kulturalisierung sozialer Ungleichheiten verwoben.

Paradox genug also: Die Mobilisierung von Feminismus und Frauenrechten wird durch nationalistische beziehungsweise nativistische, bisweilen fremdenfeindliche und völkische Parteien und Programmatiken, aber auch von konservativen und rechtspopulistischen Regierungen wie in Ungarn, Dänemark oder Polen zur Rechtfertigung islamfeindlicher oder xenophober Ausgrenzungspolitiken benutzt. Kurzum: »Köln« steht für die ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. »Köln« steht damit auch für die Notwendigkeit, sich mit diesen Begriffen, den ihnen anhaftenden Differenzen und Verflechtungen kritisch, auch selbstkritisch auseinander zu setzen.

Über diese Verflechtungen, besonders über jene ›irgendwie‹ fundamental unüberwindlichen Differenzen denken wir in diesem Buch nach. Wie sind die Behauptungen von Unvereinbarkeiten – zum Beispiel muslimisch und geschlechtergerecht, feministisch und migrantisch, deutsch und sexistisch – zustande gekommen? Welche Rolle nimmt »Köln« hier ein? Was wird entlang dieser Chiffre verhandelt, vielfach implizit und stillschweigend, bisweilen aber auch explizit und lautstark? Und wie konnte »Köln« zu einem »Stepppunkt« werden, einem *point de capiton*, den Lacan als den Punkt beschreibt, an dem die beständige Verweisung von Bedeutungen gestoppt wird? Denn genau das ist »Köln«: Ein privilegierter, bedeutungsfixierender Signifikant in einem xenophoben Sicherheits-Diskurs. Ein Punkt, auf den sich angeblich alle irgendwie einigen können, wo ansonsten Unklarheit und Diskussion herrscht.

Anlass, genauer über diese Fragen nachzudenken, war unsere Wahrnehmung, dass »Köln« auch für einen Fundamentalisierungsschub in der öffentlichen Rede steht. Wir wollten begreifen, was es damit auf sich hat, und ob diese Wahrnehmung überhaupt zutreffend ist. Uns einen Reim auf die Dinge machen. Denn auch für uns sind implizite Selbstverständlichkeiten entlang des Ereignisses »Köln« problematisch, also problematisierbar geworden. Dieses Essay nimmt dies als Herausforderung und Chance wahr. Soziologisch

informiert und intersektional orientiert wollen wir zur (feministischen) Aufklärung der Gegenwart in Zeiten zunehmender Diskursvernebelung beitragen und gegen die Verengung von Debattenräumen anschreiben. Wir hoffen, damit zur Wiederbelebung einer Debattenkultur beizutragen, die diesen Namen verdient.

Ziel ist es, zu den angesprochenen Wahrnehmungen und den daraus resultierenden Fragen eine Haltung zu gewinnen. Wir fragen nicht nach der objektiven Wahrheit der Kölner Nacht. Unser Text ist weder eine journalistische Recherche noch eine wissenschaftliche Studie. Er ist vielmehr ein explizites Nachdenken darüber, wofür »Köln« im politischen Raum der Bundesrepublik Deutschland steht. Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit und im Bewusstsein um Lücken.

Eine solche Lücke ist, dass auch in unserem Buch jene nicht zu Wort kommen, die in dieser Silvesternacht sexualisierter Gewalt ausgesetzt waren. Dies ist wesentlich dem geschuldet, dass wir uns vor allem mit der öffentlichen Rede über »Köln« auseinandersetzen und danach fragen, welche Verschiebungen im gesellschaftlichen Gefüge sich in dieser Rede abzeichnen. Die Erfahrungen der Frauen waren hier einmal mehr nicht von Belang. Das entspricht durchaus dem generellen gesellschaftlichen Umgang mit sexualisierter Gewalt – und dies ist eine kaum zu unterschätzende Tatsache.

Wie die Stimmen derer, die sexuellen Missbrauch, die häusliche, öffentliche oder in Kriegen eingesetzte sexuelle Gewalt überlebt haben, hörbar gemacht werden können, ist eine enorm bedeutsame Frage. Auch wenn wir dieser Frage hier nicht explizit nachgehen, so möchten wir unseren Text dennoch als einen Beitrag zur Auseinandersetzung mit den Bedingungen dieser Hörbarkeit verstanden wissen. Wir sind überzeugt davon, dass diese Stimmen mehr Aufmerksamkeit, mehr Nachdenken, mehr Zuwendung verdienen. Mehr als der thematische Zuschnitt dieses Essays erlaubt, der einer anderen Frage – der gewaltvollen, fundamentalisierenden Logik der Versämtlichung, der Logik von ›unterscheiden und herrschen‹ – gewidmet ist.

Mit Fundamentalisierung meinen wir zunächst ganz allgemein Redeweisen der autoritären Stillstellung, der Bedeutungsschließung und Pauschalisierung. Redeweisen also, die sich sowohl gegen Vieldeutigkeiten wie gegen ihre eigene Reflexion zu immunisieren versuchen. Die, bildlich gesprochen und noch einmal Lacans Begrifflichkeit aufgreifend, ein vielschichtiges Gewebe durch ›Stepppunkte‹ fixieren. Im Zusammenhang mit »Köln« war und ist dies wesentlich dort der Fall, wo vermeintliche Eigentlichkeiten oder Essenzen von Menschen und Gruppen (wenigstens implizit) *a priori* gesetzt werden. Kausale Kurzschlüsse dafür genutzt werden, von diesem wie auch immer gearteten So-Sein auf das spezifische Handeln eines konkreten Menschen zu schließen. Oder wo eine unveränderliche kulturelle Identität und deren intrinsisch gege-

bene Verbindung mit bestimmten Werten behauptet wird – beispielsweise die Behauptung, Aufklärung, Freiheit, Demokratie, Gleichheit seien ausschließlich westliche Werte und der Islam beziehungsweise die arabische Welt sei umgekehrt unfähig, sich aus der eigenen Unmündigkeit zu befreien.

Diese für fundamentalisierende Praxen charakteristische Essentialisierung wird verstärkt, wenn diese in einem Modus der Differenzkonstruktion realisiert wird. Das heißt, wenn der Rahmen der Unterscheidungen beispielsweise auf ihr/wir, fremd/eigen oder schwarz/weiß eingeschränkt wird und so die Thematisierung eines Sachverhalts mit der Dethematisierung der Komplexität einhergeht, die diesem Sachverhalt eigen ist – oder zumindest eigen sein könnte.

Augenfällig ist im Zusammenhang mit solcherart manichäischen Differenzkonstruktionen besonders ein Effekt: die Verschärfung von polarisierenden Zuschreibungen und »Vereigenschaftlichungen« (Axeli Knapp). Wo im Zusammenhang mit »Köln« über Sexualität, Freiheit, Migration/Flucht, Geschlecht, Politik, Kultur berichtet oder gesprochen wurde, geschah dies jedenfalls häufig mit den Mitteln der »Versämtlichung« (Hedwig Dohm): Es ging um ›die‹ Flüchtlinge, ›die‹ Frauen, ›die‹ arabischen Männer, ›unsere‹ Kultur – um nur wenige Beispiele zu nennen.

Die Nutzung solcher Begriffe verstellt die Sicht auf Binnendifferenzen. Unsichtbar werden intersektionale, das heißt in sich komplexe Verhältnisse, Existenzweisen und Erfahrungen, die zwar nicht immer einfach auf den Begriff zu bringen sind, doch empirisch den Normalfall bilden. Zudem machen versämtlichende, essentialisierende Differenz-Begriffe die dynamischen Prozesse der Differenz*ierung* unsichtbar. Differenz-Begriffe funktionieren empirisch über die Behauptung einer Sache, die sich von einer anderen unterscheidet – nicht über die Darstellung ihres Werdens oder ihrer Gewordenheit. Es macht also einen Unterschied, je nach Kontext ums Ganze, ob von »Geschlecht« oder von »Vergeschlechtlichung« die Rede ist, ob von »Kultur« oder von Prozessen der »Kulturalisierung« gesprochen wird.

Differenz-Begriffe sind freilich nicht *per se* falsch. Zu differenzieren ist weder unsinnig noch an sich gefährlich. Es ist wichtig, dass wir unterscheiden. Tatsächlich operieren wir unaufhörlich mit Differenzen und ohne sie wären Denken wie Handeln schlechterdings unmöglich. Differenzen sind das Produkt sozialer Praxis, als solche strukturbildend für Gesellschaften, und damit wiederum der ermöglichende Rahmen für Praxis. Allerdings gibt es systematisch verschiedene Formen der Differenzbehauptung und unterschiedliche Formen der Differenzierung, die es zu unterscheiden – zu differenzieren – gilt.

Zudem unterscheiden sich Kontexte, in denen Differenzen je spezifisch zum Einsatz kommen und je unterschiedlich wirksam (gemacht) werden. Dieselbe Differenz – etwa zwischen männlich/weiblich, jung/alt, hetero-/homosexuell, von hier/von dort, eigen/fremd – kann je nach Kontext und je nach Deu-

tungs- und Handlungsmacht der an diesen Kontexten beteiligten Personen oder Gruppen, deren Differenz relevant gemacht wird, trivial oder sinnvoll, bloß interessant oder existenziell bedeutsam sein. Je nachdem, in welchem Kontext eine Person etwa als lesbisch oder schwul wahrnehmbar (gemacht) und bezeichnet wird, kann dies eine sinnvolle Information, eine Diskriminierung, ein irrelevantes Detail sein oder gar ein Todesurteil bedeuten.

Relevant für das Verständnis von Wirklichkeit, die auch mittels Differenz-Begriffen konstituiert wird, ist zudem, in welcher Weise Personen und die immer komplexen sozialen Positionen, die diese Personen einnehmen, mit nur einer Differenz verschmolzen werden. Konkret gefragt: Als Verkörperung welcher Differenz werden die unterschiedlichen Personen und Gruppen, von denen im Zusammenhang mit »Köln« die Rede war und ist, sichtbar gemacht? Verstehen wir »Köln« in diesem Kontext mit Chantal Mouffe und Ernesto Laclau als »Knotenpunkt«,[6] das heißt ein Punkt, der sprachliche und nicht-sprachliche Elemente, Diskurse und Praktiken in einer solchen Weise verknüpft, dass sie uns als Subjekte in je bestimmte und asymmetrisch angeordnete, geschlechtlich und sexuell markierte, rassifizierte soziale Positionen rufen, welche Subjektivierungs(an)gebote hält »Köln« dann bereit? Wer wird rund um »Köln« als wer beziehungsweise als was wahrnehmbar, sicht- und hörbar, wer wird also wie sozial anerkennbar? Und wie organisiert das wiederum gesellschaftliche Solidarbeziehungen? Wem gegenüber werden also welche moralischen Verpflichtungen gestiftet?

Wir verstehen dieses Buch als einen Beitrag zum analytischen Verständnis der Mechanismen und Funktionsweisen von »Dominanzkultur« (Birgit Rommelspacher). Dominanzkultur meint eine gesellschaftliche Formation, die durch ein Geflecht verschiedener Machtdimensionen strukturiert ist, die in Wechselwirkung zueinander stehen, und die unsere gesamte Lebensweise in Kategorien der Über- und Unterordnung organisiert sowie unser aller Handeln, unsere Einstellungen und Gefühle bestimmt. Nachdrücklich darauf aufmerksam machen möchten wir mit diesem Essay, dass das »kulturelle So-Sein« nicht als homogene und kompakte Eigentlichkeit existiert, etwa als »arabische«, »patriarchale« oder »christliche«, als »westliche«, »deutsche« oder »egalitäre« Kultur. Kultur ist vielmehr der soziale Raum, in dem gesellschaftlich wie individuell Sinn entsteht und zugleich der Modus, in dem Sinn generiert wird. Diese Produktion von Sinn schließt die Verhandlung, die Konflikte, die Auseinandersetzungen um Sinn und Bedeutung ein. Kultur ist der Reim, den sich Menschen auf ihre Welt und damit auch auf sich selbst machen. Kultur ist Kontext. Auch diese Kontexte sind selbst wiederum kulturell produziert. Und diese Kontexte sind notorisch unklar, sie sind unabschließbar. Sie sind nicht still zu stellen, ohne Anfang und Ende, ohne klare Grenzen und ohne Eigentlichkeit.

So trivial diese Skizze zu Kultur anmuten mag, so wichtig ist sie. Kultur ist gerade *nicht* die Essenz, das Eigentum oder das Wesen einer Region, einer Religion, einer »Rasse« oder eines Geschlechts. Wo das behauptet wird, wo ein Stück unserer Vergangenheit, eine Eigenschaft, eine Essenz oder was auch immer »als unser Eigentum« betrachtet wird, haben wir die Zukunft bereits verspielt, wie die Historikerin Joan W. Scott sagt. Denn jeder Versuch, die solcherart stillgestellte Identität »zu revidieren oder neu zu interpretieren«, kann dann nur als Bedrohung des eigentlichen Seins »eines nationalen oder rassischen oder ethnischen oder geschlechtlichen oder individuellen Selbst« wahrgenommen werden und nicht als Möglichkeit, wie es auch sein könnte, dass es anders sein könnte.[7]

Auf den einstimmigen Refrain derjenigen fundamentalistischen Strömungen in nationalistischen, ultrareligiösen, rassistischen, rechten wie linken, konservativen wie progressiven ›identitären‹ Kontexten, auf jene, die sich als Opfer von Zensur gerieren, und die von einer angeblich aggressiv forcierten *Political Correctness* und einer feministischen oder wahlweise von einer phantasierten »Homo-Lobby« ausgehen, auf all jene, die meinen, die Vielgestaltigkeit der Welt mit eindeutigen Unterscheidungen, mit klaren Trennungen zwischen gut und böse, richtig und falsch, schwarz und weiß, männlich und weiblich, hetero und homo bannen zu können, antworten wir mit einer polyphonen Fuge. Oder zumindest mit einem basso continuo der Skepsis gegenüber der Behauptung von Differenz-Eigentlichkeiten.

Vielstimmigkeit und eine durchgängige Haltung der Skepsis speisen sich nicht zuletzt daraus, dass auch wir Autor*innen unterschiedliche Sichtweisen auf diese Gegenwart haben und diese unterschiedlichen Sehe-Punkte im Text sichtbar bleiben sollten, statt sie im Schreib- und Redigierprozess anzupassen und einzudämmen. Es sind Differenzen, die aus unseren unterschiedlichen Zugehörigkeiten, Affinitäten und Positionierungen, aus unserem unterschiedlichen In-der-Welt-sein resultieren. Sie sind Teil unserer über lange Jahre gereiften fachlich-kollegialen, politischen und persönlichen Freundschaft, deren wichtigstes Elixier das gemeinsame Denken in unterschiedlichen Stimmen ist.

Dem experimentellen Charakter unseres Nachdenkens entspricht am deutlichsten das Essay. Es ist explorativ, tentativ und unvollständig. Ein nachlesbares »Denken ohne Geländer« (Hannah Arendt). Entstanden auf dem Papier, am Bildschirm, im Chat, am Küchentisch; in der konzentrierten Einsamkeit vor dem Computer, im Gespräch miteinander, parallel, simultan. Eine Reflexion, die sich im Dazwischen realisiert: im Raum zwischen uns Autor*innen und im Lichte jener Differenzen, die uns unterscheiden, aber nicht trennen. Ein Ineinanderfließen von Denken, Sprechen, Schreiben. Ein Ausprobieren von Ideen. Welch' ein Wagnis für die sozialwissenschaftlich disziplinierte

Wissenschaftler*in, geschult darin, jede Aussage empirisch abzusichern, argumentativ nach allen Seiten hin zu härten.[8] Ein Wagnis auch insofern, als wir schreibend kaum Schritt halten konnten mit der Geschwindigkeit der politischen Dynamiken, die die Halbwertzeit von Ereignissen und Debatten beständig nach unten zu drücken scheint.

Zu diesem Versuch, einander wechselseitig nicht zum Schweigen zu bringen und auf Komplexitätsprobleme hinzuweisen, statt der Komplexitätsreduktion – auch jener in kritischer Absicht – das letzte Wort zu überlassen, gehört nicht zuletzt, Differenzen, Unterscheidungen und Kategorien nicht *per se* als Problem zu begreifen. Im Gegenteil. Gerade weil wir Differenz wertschätzen, gilt es, deren Indienstnahme für die Absicherung von Herrschaft und die differenzielle Verteilung von Prekarität, für die Organisation von Anerkennung und die Regulierung sozial ungleicher Verhältnisse in den Blick zu nehmen.

Wenn wir daher mit diesem Essay einen Beitrag zu der Frage leisten wollen, die einmal mehr im Mittelpunkt der Arbeit moderner Gesellschaften an sich selbst zu stehen scheint, nämlich welche Funktion die herrschaftlich verfasste Produktion und Politik kultureller Differenz bei dieser Arbeit an sich selbst einnimmt, so darf seine Reichweite gleichwohl nicht überschätzt werden. Was dieses Buch *nicht* vermag, ist eine umfassende Rekonstruktion der inneren Mechanik und Phänomenologie der wechselseitigen Verflechtungen zweier für die Moderne konstitutiven Konfigurationen von Macht – Rassismus und Sexismus – sowie deren ambivalente Verknüpfung mit Feminismus.[9]

Wozu wir indes beizutragen hoffen, ist, daran zu erinnern, dass Rassismus und Sexismus nicht von den so oder anders bezeichneten Gruppen oder Individuen her gedacht werden können. Weder »Rasse« noch Geschlecht sind Körpern inhärente Eigentlichkeiten, wenngleich sie beide in je spezifischer Weise mit körperlichen Aspekten gekoppelt, an Körpern gelesen und als körperliche Natur ontologisiert werden.[10] Vielmehr gilt es, Sexismus und Rassismus als höchst agile, in sich heterogene, dynamische und sich beständig verändernde Figurationen zu erkennen,[11] als dehnbare Repräsentationen und Machtpraktiken, die auf vielfältige und einander durchaus widersprechenden Weisen verknüpft werden können. Die machtgetränkte Produktion von Differenzen und der Blick auf die Verhältnisse, in denen sie relevant gemacht werden, gibt die Denkrichtung vor.

Vor allem aber ist es uns darum zu tun, daran zu erinnern, dass Kulturen »von Menschen geschaffene Strukturen von Autorität und Partizipation sind, wohltätig in bezug auf das, was sie umfassen, einschließen und validieren, weniger wohltätig in bezug auf das, was sie ausschließen und degradieren«, wie Edward Said in *Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht* schreibt.[12] Kultur ist kein »Gehäuse der Hörigkeit«,[13] das

uns dazu verdammt, uns herrschaftskonform zu verhalten. Kultur ist auch reflexives, skeptisches und kritisches, ist dissidentes Handeln.

Kurzum: Statt Differenz identitätslogisch zu denken, wollen wir *in* Differenz über Differenz nachdenken und *zwischen* Differenzen differenzieren. Es wäre in diesem Sinne ein grobes, aber für die gegenwärtige politische Kultur womöglich symptomatisches Missverständnis, wenn die das Buch durchziehende Kritik an fundamentalisierenden Redeweisen so gelesen würde, als wollten wir diese zum Schweigen bringen, gar zensieren. Im Gegenteil. Wir *müssen* reden. Auch über unser Reden.

Danke

Ein Buch verdankt seine Existenz nie nur seinen Autor*innen. Das gilt auch für dieses Buch. Die Spuren der Anderen sind – über die Verweise – in den Text eingetragen, ohne dass wir beanspruchen könnten, hier eine vollständige Kartographie des Wissens vorgelegt zu haben, auf das wir uns stützen. Unsere Lektorin Mascha Jacobs hat die Herausforderung angenommen, aus einem Text in zwei Stimmen einen stimmigen Text zu machen, in dem beide Stimmen weiterhin vernehmbar sind. Ina Kerner, Ilona Pache, Jasmin Siri, Imke Schmincke und Michaela Volkmann haben erste Fassungen gelesen und kritisch kommentiert. Für stets kritische und zugleich zugewandte Begleitung sei ihnen gedankt. Sabine Hark dankt Ilona Pache für stetige Ermutigung, unverbrüchliches Vertrauen in die Relevanz unserer Überlegungen und die heitere Gelassenheit im Leben mit einer Autor*in. Paula-Irene Villa dankt Michael Cysouw für Vieles im Allgemeinen, für die liebevolle Ermöglichung von intensiven Schreibphasen im Konkreten. Und schließlich gilt unser Dank Karin Werner und Anke Poppen vom transcript Verlag, die die Idee für dieses Buch an uns herantrugen und ohne die es wohl nicht geschrieben worden wäre.